
Zum Gedächtnis von
Ludwig Ross
Carl Robert


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDINAE IN NOV. ANG.
VE
RI
TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE


L. Roß.

2

Wittenberg



Zum

# Gedächtnis von Ludwig Ross



## Rede

bei Antritt des Rektorats der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg am 12. Juli 1906 gehalten v. Carl Robert

Nebst dem Bildnis von Ludwig Ross

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1906



Hochverehrte Gönner und Freunde unserer Universität!

Werte Collegen!

Liebe Commilitonen!

Wiederum stehen wir am Ende eines akademischen Jahres, des zwölften seitdem wir an dieser Stätte den zweihundertsten Geburtstag unserer Hochschule festlich begehen durften, wiederum hat sich das lebendige Kleid unserer Alma Mater verwandelt. Aus unserem Kreise sind einige der besten geschieden, und noch stehen wir erwartend und fragend, wie die Lücken ausgefüllt werden sollen. Verändert ist auch unsere Studentenschaft; nicht nur durch Kommen und Scheiden, vor allem auch dadurch daß mancher, der vor kurzem sich noch als Lernender in williger Hingabe der Autorität des Lehrers beugte, nun den Adel selbständigen Denkens und selbständiger Forschung empfangen, seine erste Probe abgelegt hat als Diener der Wissenschaft. Gleicht doch die Universität jenen Wunderbäumen des alten Schiffermärchens, die zu gleicher Zeit Blüten und Früchte tragen — „diese fangen an zu reifen und die andern keimen schon“. Fast unmerklich für uns vollzieht sich solche Veränderung, und doch bedingt sie die Weiterentwicklung der Universität und bestimmt ihre Epochen, für deren Eigenart die Studentenschaft mindestens ebenso maßgebend ist wie ihre Lehrer. Erst dem aus weiterer Entfernung rückwärts schauenden Blick des Forschers offen-

bart sich der Prozeß und die Wichtigkeit solches Wechsels. Einem Tage aber wie der heutige erscheint ein Rückblick auf die Vergangenheit besonders angemessen, wie ja auch der einzelne an seinem Geburtstage gerne die verschiedenen Epochen seines Lebens zu überdenken pflegt. Denn nicht bloß der individuelle Geschmack dessen, dem es Pflicht und Neigung ist, dem Vergangenen nachzugrübeln und das schnell Geschehene durch die Macht des Gedankens zurückführen, ein allgemeines sittliches Moment, das Bedürfnis uns selbst Rechenschaft abzulegen gegenüber der großen Schuld der Zeiten, treibt uns an, die Gegenwart an der Vergangenheit zu messen, und darum ist die Frage: wie war es heute vor hundert Jahren? doch mehr als ein müßiges Spiel.

Da ist es nun freilich ein trübes Bild, das uns das Jahr 1806, in dem der Philosoph Maß diesen Rektormantel trug, darbietet: unser Staatswesen im Innersten erschüttert, aufgelöst unsere Universität. Aber nicht wegwenden wollen wir den Blick von solchen Zeiten der Trauer und der Schmach, fest wollen wir sie ins Auge fassen, damit sich der Entschluß in uns stähle, mit ganzer Kraft und mit Hingabe von Gut und Blut dahin zu wirken, daß solche Tage niemals wiederkehren. Drei Generationen haben seitdem mit Mut und Entsagung daran gearbeitet, das stolze Erbe zu schaffen, das Ihr anzutreten, das Ihr zu schützen und zu erhalten berufen seid, Kommilitonen. Daß der junge Kaisersproß, dessen Geburt unsere alte Hohenzollernuniversität mit dem ganzen Vaterlande vor wenigen Tagen jubelnd begrüßt hat, einst das schwer Errungene weiter befestigt, weiter ausgebaut, weiter vervollkommnet finde, das ist Eure Sorge, Kommilitonen, und ich weiß, Ihr werdet Euch dieser Pflicht bewußt bleiben; denn noch niemals in der Geschichte hat das Vertrauen auf Deutschlands Jugend getäuscht.

Als Geburtsjahr aber scheint das sechste Jahr der Jahrhunderte ein gesegnetes, glückverheißendes zu sein. Eine stolze Reihe von Gedenktagen an die Geburt großer Männer hat dieses Jahr zu verzeichnen. Stände mein nächster Fachgenosse an diesem Platz, er würde Ihnen wohl von Rembrandt erzählen. Mir aber drängt sich gebieterisch ein anderer Name auf die Lippen, der Name eines Mannes, der, noch unter dem alten Kaisertum geboren, sein Leben lang ein neues besseres Kaisertum herbeigesehnt hat, dessen Nahen er zwar ahnungsvoll empfinden durfte, das zu schauen aber ihm nicht mehr vergönnt war, — eines Mannes, der der unsere war, der in seiner Person die Universitäten Halle und Athen miteinander verknüpft, der ein Held war des Handelns und ein Held des Leidens.

Wenn abermals zehn Tage vergangen sein werden, wenn die Glocken zum zweitenmal den Sonntag einläuten, dann wird überall, wo Archäologie gelehrt wird, in der alten wie in der neuen Welt, wo immer der Spaten eingesteckt ist, um der Erde die stummen und doch so beredten Zeugnisse der Vergangenheit zu entreißen, wo immer der junge Forscher auf seinem Alogon oder in seinem Kaik die Gebirge Griechenlands, die Flußtäler Kleinasiens, die Inseln des ägäischen Meeres durchreist, dieser Name mit dankbarer Bewunderung genannt werden, der Name Ludwig Ross.

Wenn ich heute an dieser Stätte von diesem meinem großen Vorgänger spreche, so fürchte ich nicht den Vorwurf zu hören, daß ich immer nur dasselbe Lied zu singen weiß, weil es mir allerdings, seit ich die Ehre habe dieser Hochschule anzugehören, stets Pflicht und Freude gewesen ist auf diesen Mann als einen der größten unter den großen der Universität Halle immer und immer wieder hinzuweisen. Viel mehr beengt es mich, daß zu einer

Würdigung seiner Verdienste und zu einer Schilderung seines bei aller schlichten Vornehmheit doch unendlich komplizierten Charakters weder die mir zu Gebote stehende Spanne Zeit noch vor allem meine Kräfte ausreichen. Denn wahrlich, ein Problem liegt hier vor, würdig des größten Menschenschilderers, ein Stoff, aus dem der rechte Mann ein Lebensbild schaffen könnte, das sich dem bisher unerreichten Muster einer Gelehrtenbiographie, Carl Justis Winckelmann, würdig an die Seite stellen dürfte. Daß dieser rechte Mann einmal kommen wird, ist gewiß. Möge er nicht zu lange auf sich warten lassen. Ich lege heute nur einen schlichten Oelzweig der Dankbarkeit, in meinem Namen und im Namen vieler, auf das einsame Grab in Bornhöved nieder.

Ein Pfadfinder war er, ein Bahnbrecher. In beispielloser Weise vereinigte Ludwig Ross in sich alle die Qualitäten, die den großen wissenschaftlichen Reisenden ausmachen, die Zähigkeit des Körpers, den raschen scharfen Blick, der sofort das Wesentliche wahrnimmt sowohl in der Landschaft wie an der Ruine, die Fähigkeit in schlichter und anspruchsloser und doch so unendlich anmutiger und anschaulicher Form das Geschaute wiederzugeben, die peinlichste Gewissenhaftigkeit und die unbedingte Zuverlässigkeit der Berichterstattung, mochte es sich um einen Fundbericht handeln oder eine topographische Schilderung oder das Kopieren einer Inschrift, jene schwere Kunst, in der er es zum erstenmal zu wirklicher Meisterschaft gebracht hat, so daß alle seine Vorgänger, auch die ehrlichen und gewissenhaften unter ihnen, neben ihm wie Stümper erscheinen. Und auch unter seinen Nachfolgern haben ihn nur wenige erreicht, und auch das nur in der einen oder anderen dieser Eigenschaften, übertroffen hat ihn noch keiner. Dazu kam, als selbstverständliche Voraussetzung (denn das Moralische versteht sich immer von selbst),

eine solide aus den Quellen geschöpfte gelehrte Bildung und, weniger selbstverständlich, die Gabe schneller Kombination, endlich aber, und das war wahrlich nicht das Geringste, das Geschick mit den Einheimischen zu verkehren, die er weder im Lichte einer romantischen Verklärung sah noch als halbe Barbaren verachtete, die er zuerst zu verstehen suchte und bald lieben lernte mit einer Liebe, der er, trotz manchen bitteren oft hart an die Grenze des Undanks streifenden Erfahrungen, bis zu seinem Tode treu geblieben ist, deren Sitten er verständnisvoll beobachtete, an deren Liedern und Märchen er sich ergötzte, in deren Sprache er sich so vertiefte, daß er sie nicht nur schon nach einem Jahr wie ein geborener Grieche beherrschte, sondern auch in diesem seit Jahrhunderten der Litteratur entfremdeten Idiom elegant und fesselnd zu schreiben verstand. Auch an der Entwicklung des Neugriechischen zu einer Schrift- und Kultursprache hat Ludwig Roß hervorragenden Anteil.

Und so sehen wir ihn denn schon in Triest, wo er in der Sommerhitze drei Wochen auf die Segelbarke warten mußte, die ihn nach dem Land seiner Sehnsucht tragen sollte, vorzugsweise den Umgang mit griechischen Kaufleuten und griechischen Schiffern suchen und schnell deren Vertrauen gewinnen. Aber bei seinen einsamen Spaziergängen auf den Uferhöhen und am Meeresstrande mochte er wohl auch derer gedenken, die vor ihm desselben Weges gezogen waren. Von dem Florentiner Christoforo Buondelmonti, dem Urahnen der Inselreisenden, und dem wunderlichen Kaufmann aus Ancona, der die ersten Zeichnungen des Parthenon nach dem Abendland gebracht hatte, Kiriako de' Pizzicolli an — welche bunte Reihe! Hier die Väter der athenischen Topographie, der Lyoner Arzt Dr. Spon und der jugendliche englische Naturforscher Wheler, dort die mit Recht gefeierten Architekten Stuart

und Revett, deren grandiose Publikation der Altertümer von Attika der archäologischen Forschung zuerst wieder die Wege nach dem Osten gewiesen hatte. Dann unter des wackeren Dr. Chandlers Führung die Sendboten der Society of Dilettanti, und wiederum jene internationale Reisegesellschaft, der wir die Entdeckung der Tempel von Ägina und Phigalia verdanken. Die griechischen Freiheitskämpfe hatten dann auch die französischen Gelehrten auf den Plan geführt; nach der Schlacht bei Navarin hatte die in großem Stile angelegte Expedition de Morée den Peloponnes sowohl nach der archäologischen wie der naturwissenschaftlichen Seite hin zu durchforschen begonnen, hatte die erste wirkliche Karte dieser berühmten Halbinsel aufgenommen, und in Olympia war unter Abel Blouets Leitung der erste Spatenstich geschehen, der die Stelle des Zeustempels bestimmte und jene Metopen zutage förderte, die heute getrennt von ihren später wieder gewonnenen Schwestern den Louvre schmücken. Und in dieses Griechenland, das jüngst befreite, das eben seinen ersten König, den jungen Wittelsbacher, erwartete, sollte nun auch er ziehen, der 26jährige Doktor der Philosophie, in dessen Adern sich das Blut alter schottischer Kreuzfahrer mit dem der Holsteinischen Bauern mischte.

Eine strenge und einfache Erziehung auf dem väterlichen Gütchen Altekoppel hatte ihn zum Ertragen jeder Mühe und Beschwerde gekräftigt. In Kiel hatte er zu den Füßen Dahlmanns und des damals auf der Höhe seiner Lehrtätigkeit stehenden trefflichen Friedrich August Nitzsch gesessen, aber, wie sein jüngerer Landsmann und ihm trotz allen wissenschaftlichen Gegensätzen in unverbrüchlicher Treue ergebener Freund, mein unvergeßlicher Lehrer Otto Jahn, berichtet, keineswegs als Duckmäuser, sondern in fröhlicher Hingabe an studentische Freiheit und studentischen Frohsinn, und von Dahlmann angeregt hatte er dort mit

einer Dissertation über Aristophanes, aus dem auch einst Winckelmann während seines öden hiesigen Studentenlebens sich Trost geholt hatte, den Doktorgrad erworben. Als Hauslehrer in Kopenhagen, der Stadt Thorwaldsens und Zöegas, hatte er sich jene weltmännischen Formen angeeignet, die, wie Ulrich Köhler einmal hübsch gesagt hat, auch dem großen Gelehrten nicht zur Unzierde gereichen. In Kopenhagen erkannte man auch, welch ein Talent hier in der Entfaltung begriffen war, und Dänemarks König war es, der dem jungen Holsteiner die ersehnte Reise nach Griechenland ermöglichte. So ist Ludwig Roß auch der erste archäologische Stipendiat gewesen, zu einer Zeit, wo man bei uns in Deutschland an dergleichen noch nicht denken konnte. Mußte man es doch schon dankbar empfinden, daß kurz vorher unter dem Protektorat des preußischen Kronprinzen in Rom das Instituto di corrispondenza archeologica, heute unser deutsches Reichsinstitut, gegründet werden konnte, das alsbald alle jungen Kapazitäten unserer Wissenschaft an sich zog. Aber die Liebe zum griechischen Altertum trieb Roß an das ägäische Meer, nicht an den Tiber; denn „das Verständnis der Geschichte eines Volkes bedingt die Kenntnis des Landes, in dem es lebte, des Bodens in dem es wurzelte, aus dem seine Einrichtungen, seine Sitten naturwüchsig hervorgegangen sind; die Chorographie ist das notwendige Substrat der Geschichte“. Noch holte er sich in Leipzig bei Meister Gottfried Hermann die letzte philologische Weihe, und von dort gaben ihm zwei der trefflichsten Schüler des großen Kritikers, mit denen ihn schnell ein enges Freundschaftsbündnis vereint hatte, Sauppe und Funkhänel, beim Antritt der griechischen Reise bis zum Erzgebirge das Geleit.

So geistig geschult und gerüstet bestieg Ludwig Roß am 11. Juli 1832 (also gestern vor 74 Jahren) das griechi-

sche Boot, das ihn bei ungewöhnlich günstigem Wind in zehn Tagen nach der Insel Hydra brachte. Für eine archäologische Bereisung Griechenlands lagen die Zeitverhältnisse so ungünstig wie möglich. Noch trug das Land die Spuren eines zehnjährigen zerrüttenden Krieges. In Nauplia, wohin sich Roß alsbald begab, tagte die griechische Volksvertretung, die Ethniki Syneleusis, in einer Bude aus Brettern, durch deren Fugen und Astlöcher sich die Parlamentarier, da die abendländische Kultur bereits als erste Frucht das Rauchverbot gebracht hatte, sich durch ihre außerhalb postierten Tschibuktschi von Zeit zu Zeit das Mundstück ihrer langen Pfeifen hereinreichen ließen. Aber Argos war von den Anhängern des ermordeten Präsidenten Kapodistrias besetzt, und als diese von den Rumelioten geschlagen waren, bedrohten wiederum diese die Tore von Nauplia und verlangten ihren rückständigen Sold. Attika, nominell noch unter türkischer Oberhoheit stehend, war in Wahrheit in der Hand des montenegrinischen Räuberhauptmanns Vassos Maurovuniotis, mit dem sich übrigens Roß später ganz gut vertrug. Und allenthalben in den Gebirgen des inneren Landes hausten die Capitani mit ihren Palikaren. Da ist es nun staunenswert zu sehen, wie Roß trotz alledem stetig und beharrlich von Griechenland geistig Besitz ergreift. Unbekümmert um Kapodistrioten und Rumelioten bereist er die Ebene des Inachos und sieht zum erstenmal Tiryns, Argos, Mykene. Über Ägina, wo sich damals das Nationalmuseum befand, ging dann der Weg nach dem verödeten Athen. „Ein einziger ungeheurer Trümmerhaufe", so schildert er es, „eine gestaltlose Masse von Schutt und Staub, nur von einem Dutzend Palmen und Cypressen überragt, die der allgemeinen Verwüstung widerstanden haben." Allein schon die Aufräumungsarbeiten förderten ein gewaltiges monumentales und epigraphisches Material

zutage, und reiche Ausbeute lieferten auch die 110 Kirchen der Stadt und ihrer nächsten Umgebung, ferner die Ölmühlen und, nicht zu vergessen, die Treppen der Privathäuser, deren Steinstufen sich beim Umkehren oft als ein Relief oder eine Urkunde entpuppten. So systematisch war auf attischem Boden noch nie nach Inschriften und Monumenten gesucht worden.

Dazu beschäftigten ihn die Fragen der attischen Topographie, für die kurz vorher das Buch des Colonel Leake eine solide Grundlage geschaffen hatte. Im Vordergrund des Interesses aber stand die Frage, wo die neue Ottostadt gebaut werden sollte. Lebhaft erörterte er das mit den jungen Architekten, die er in Athen antraf und mit denen er schnell Freundschaft schloß, den Schinkelianern Kleanthes dem Griechen und Schaubert dem Breslauer, der später bei den Aufräumungsarbeiten auf der Akropolis sein verständnisvoller Helfer werden sollte, und dem Leipziger Lüders, der zum ersten Male in der ehrwürdigen Stadt Athen einen eisernen Ofen errichtete, bei dessen Anblick die greisen Türken sich die langen Bärte streichend verwundert riefen: „Allah ist groß und die Weisheit der Franken ist ohne Ende." Daß bei der Neuanlage auf künftige Ausgrabungen peinlich Rücksicht genommen werden müßte, darüber waren sich diese Männer selbstverständlich einig. Darum sollte die neue Stadt ganz nach dem Norden gerückt werden. Nach einem systematischen Plan sollte dann das alte Athen freigelegt und mit der ausgegrabenen Erde sollten die unfruchtbaren Abhänge der Pnyx und des Museionhügels in Äcker und Gärten verwandelt werden. Unter der Felsenkrone der Akropolis aber sollte auf ihrer obersten natürlichen Terrasse ein schattiger Baumgang angelegt werden, und gerne malte Ross sich aus, wie herrlich dann die gelbbraun glänzenden Felsen der Burg und ihre hellen goldgelb gefärbten

Mauern mit ihren unregelmäßigen malerischen Zinnen aus dem dunkelgrünen Laub hervorragen würden, hoch über ihnen die imposanten Säulenmassen des Parthenon.

Sie sehen, welch eine Fülle von Aufgaben, Problemen, Projekten auf den jungen Archäologen eindrang, aber mit souveräner Klarheit weiß er ihrer Herr zu werden. Der Wunsch, auch die attische Landschaft durch weitere Ausflüge in den Kreis seiner Forschungen zu ziehen, war lange Zeit durch die Unsicherheit der Gegend gezügelt worden. Aber als sich schon seit Wochen kein Palikar mehr in der Nähe von Athen hatte blicken lassen, da konnte „der arme Gefangene" die Reiselust nicht mehr bändigen und an einem heiteren Januartage, wo Anemonen, Narzissen und andere Blumen und Sträucher, die er nicht zu benennen wußte, blühten, und zwischen den Felsen die Sonne warm und mild herabschien, unternahm er seinen ersten ergebnisreichen Ausflug nach Marathon und Rhamnus. Unerwarteterweise endete dieser Ausflug doch mit einer moderierten Ausplünderung; als seine schlimmste Einbuße aber bezeichnete Roß den Verlust an Vertrauen.

Dieser eine Winter in Athen hatte genügt, um Roß in die erste Reihe der archäologischen Forscher auf griechischem Boden zu stellen. Als er im Februar 1833 nach Nauplia zurückreiste, um den eben dort eingetroffenen jungen König zu begrüßen, — diesmal den Landweg über Epidauros nehmend, wobei er so bei Wege die Ruinen von Lessa richtig bestimmte —, da war er, obgleich erst ein halbes Jahr auf griechischem Boden wandelnd, in Wahrheit Griechenlands wissenschaftlicher König geworden. Wohl hatten die politischen Wirren und hatte das neue Königtum eine Menge Abendländer nach Nauplia gelockt, halbe und ganze Abenteurer, aber auch ernste Männer der Wissenschaft und Kunst, zum Teil, namenlich von Bayern aus, mit diplomatischen und administrativen Aufgaben be-

traut, unter denen hier mit höchsten Ehren Friedrich Thiersch und Leo von Klenze genannt seien. Auch fehlte es nicht an solchen Gelehrten, die Rossens Coëtanen waren, wie sein Landsmann und Freund, der Privatdozent an der Universität Kiel, Dr. Peter Forchhammer, der damals in Attikas klarer Luft die einzig richtige Entdeckung seines Lebens machte, aber allerdings eine Entdeckung von großer Bedeutung, die richtige Bestimmung des Lykabettos, und der Professor an dem neuerrichteten Gymnasium von Ägina, der noch immer nicht nach Gebühr gewürdigte Bremenser Nicolaus Ulrichs, dessen topographische Arbeiten über Boeotien und Phokis auch heute noch durch keine neuere Leistung übertroffen sind. Aber an Kenntnis des Landes und des Volkes, an Schärfe des Blicks und an Verständnis für das Wesentliche konnte es doch keiner von diesen allen mit Ludwig Roß aufnehmen. Keiner verstand es wie er die Ziele zu sehen und die Wege zu weisen. So war er denn auch für den jungen König der gegebene Führer, nicht nur durch die Ruinen Athens, das der neue Monarch am 23. Mai 1833 zum erstenmal besuchte, sondern auch bei der seit 1834 systematisch durchgeführten Bereisung des ganzen Landes. Denn als im Herbst 1833 die Zeit des Stipendiums abgelaufen war, und Roß sich zur Heimkehr anschicken wollte, da war es nur natürlich, daß König und Regentschaft sich diesen Mann für den griechischen Staatsdienst zu sichern bemühten. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, daß man die Stelle des Oberkonservators der Altertümer, für die Roß prädestiniert erschien, bereits einem gewissen Weißenborn zugesagt hatte. Aber man gab Roß die tröstliche Versicherung, daß dieser, von Hause aus Architekt, sich bald durch seine gänzliche Unfähigkeit und Unwissenheit unmöglich machen würde, und bat ihn, sich einstweilen mit dem Posten eines Unterkonservators der

Antiquitäten des Peloponnes zu begnügen. Noch schneller als man erwartet hatte traf die Voraussage ein, indem sich Herr Weißenborn schon bald nach seinem Amtsantritt durch Einmischung in die Intrigen des Hofes kompromittierte, und so übernahm im August des Jahres 1834 zwei Jahre nach seiner Landung auf Hydra, der 28jährige Holsteiner die Sorge für sämtliche Altertümer und Ruinen von Hellas.

Erst jetzt hatte er die Arme frei, aber freilich auch nur äußerst dürftige Mittel. Und trotzdem, was hat er mit diesem Wenigen geleistet! Mit goldenen Buchstaben in den Annalen der Archäologie eingegraben steht der Wiederaufbau des Tempels der Athena Nike, der jetzt wieder so leicht und graziös auf seinem alten Pyrgos thront, wie einst in den Tagen des Perikles. Erst in unseren Tagen haben die Griechen durch die Restaurationsarbeiten am Erechtheion und am Apollontempel in Phigalia, wir Deutsche durch die Wiederaufrichtung zweier Säulen des olympischen Heraions, vor allem aber die Franzosen durch den Wiederaufbau des Athenerschatzhauses in Delphi ähnliches geleistet. Auch hier ist also wieder der seiner Zeit vorauseilende Roß vorbildlich gewesen.

Und was haben jene mit so viel Ruhe und Umsicht geleiteten Arbeiten auf der Akropolis nicht sonst noch alles zutage gefördert! Welche Perspektive in die Baugeschichte der Burg wurde durch die Konstatierung der Reste des vorperikleischen Parthenons eröffnet, was dankt die Geschichte der Auffindung der Tributlisten und Schatzmeisterurkunden, was die Kunstgeschichte den zutage kommenden Statuenbasen mit Künstlersignaturen und den Rechnungen über den Bau des Erechtheions! Und die neu auftauchenden Reste der Parthenonskulpturen und der Nikebalustrade, darunter die mit Recht gepriesene Sandalenlöserin, und im Piräus die Seeurkunden und zum

ersten Male bemalte Grabstellen! Staunend sah Europa, was alles noch in der attischen Erde verborgen war. Und erhaben über der Geheimniskrämerei inferiorer Geister, wohl wissend, daß die Sekretierung wissenschaftlichen Materials eine Sünde gegen den heiligen Geist ist, berichtete Ross über seine Funde rasch, offen, klar und schlicht und ließ diese Berichte durch seinen Freund Funkhänel in angesehenen deutschen Zeitschriften veröffentlichen, die natürlich auf solchen Mitarbeiter nicht wenig stolz waren.

Aber gerade diese prompte Berichterstattung an das wissenschaftliche Europa und daneben, so unglaublich es klingt, der Gebrauch der lateinischen Sprache bei der Veröffentlichung der Inscriptiones graecae ineditae wurden ihm vom griechischen Kultusministerium verübelt, das die Abwesenheit des zu seiner Vermählung nach Deutschland gereisten Königs benutzte, um an Roß mit der Forderung heranzutreten, er solle über seine Ausgrabungen in Zukunft nichts veröffentlichen, sondern seine Beobachtungen dem Kultusministerium übergeben, einem Kultusministerium, in dem, wie Roß schreibt, kein Mensch saß, der von dem Wert oder Unwert der Antiquitäten einige Einsicht oder für die Inschriften Verständnis besessen hätte, ja auch nur des Lateinischen kundig gewesen wäre. Roß, weder gewohnt noch fähig seine Überzeugung Zweckmäßigkeitsrücksichten unterzuordnen, erwiderte, in administrativer Hinsicht seien die Mitglieder des Kultusministeriums seine Vorgesetzten, aber zu Richtern über seine gelehrten oder ungelehrten Arbeiten könne er sie nicht annehmen. Wie die Beobachtungen des Arztes an seinen Kranken in einem staatlichen Hospital, so seien auch seine archäologischen Beobachtungen sein Eigentum, und es komme auf ihn an, ob und wie er sie veröffentlichen wolle oder nicht. Wenn das dem Ministerium nicht passe, so bitte er um seine Entlassung. — Er erhielt sie

im September 1836 nach kaum zweijähriger, aber beispiellos ruhmvoller Tätigkeit. An seine Stelle trat der bekannte Pittakis, der kleinlich genug war, Roß das Zeichnen von Denkmälern und Kopieren von Inschriften auf der Akropolis zu verbieten.

So war Roß wieder Privatmann, aber er blieb in Athen und benutzte seine Muße, um die Primaner seines mittlerweile nach Athen versetzten Freundes Ulrichs in griechischer Epigraphik zu unterweisen, so den ersten Grundstock legend zu einer griechischen Gelehrtengeneration, eine dieses vornehmen Geistes würdige Rache.

Bald sollte er diese Lehrtätigkeit in größerem Umfang von Staatswegen ausüben. Der heimgekehrte König, dessen Huld gegen Roß unverändert geblieben war, wagte zwar nicht ihn wieder in seine alte Stellung einzusetzen, so sehr auch Alexander von Humboldt und August Boeckh dazu drängten, aber er ernannte ihn zum Professor der Archäologie und Philologie an der neugegründeten Universität Athen, die Roß am 22. Mai 1837 mit einer Vorlesung über Aristophanes Acharner und Ritter eröffnete.

Dasselbe Jahr ist aber auch noch durch ein anderes Ereignis für uns Archäologen bedeutsam. Unter den Gelehrten, die jetzt schon zahlreicher nach Athen zu pilgern begannen, befanden sich auch der zum Unterricht des jungen Königs berufene Bonner Professor Brandis und der Gründer des römischen Instituts, der große Organisator der archäologischen Arbeit, Eduard Gerhard. Unter dessen Ägide wurde in jenem Jahre zum ersten Male das alte römische Archäologenfest der Palilien auch in Athen gefeiert, wie es jetzt alljährlich in unserem athenischen Institut geschieht. Zum erstenmal reichten sich das archäologische Rom und das archäologische Athen die Hände.

Sechs Jahre lang blieb Roß athenischer Professor in einer außerordentlich segensreichen Tätigkeit, daneben

immer und immer wieder das Land durchreisend, forschend, entdeckend, führend, belehrend. Wir können ihn nicht auf allen diesen Fahrten begleiten, nicht auf seinen „Königsreisen“, wo er den König Otto und später auch die Königin Amalia auf den Gipfel des Parnaß und durch die Hochlande der Peloponnes führt, nicht auf seinen „Inselreisen“, wo er bald als Begleiter des Königs Ludwig von Bayern, bald in Gesellschaft des ihm in enger Freundschaft verbundenen österreichischen Gesandten, des berühmten Münzsammlers Prokesch von Osten, oder des großen Geographen Carl Ritter der archäologischen Forschung ein neues, unendlich fruchtbares Gebiet erschließt, wo er die Felsengräber von Kos und Rhodos untersucht und wie verzaubert wird durch den Anblick des märchenhaften Eilandes Thera, bahnbrechend und grundlegend allenthalben. In Schilderungen von meisterhafter Anschaulichkeit hat er über diese Reisen zunächst in deutschen Zeitschriften berichtet und diese Schilderungen später in zwei mehrbändigen Werken zusammengefaßt, die zu den Juwelen unserer deutschen Litteratur, nicht bloß der archäologischen, gehören. Daneben wurden aber die topographischen Arbeiten über Athen und Attika keineswegs vernachlässigt. Ich erinnere nur an die damals abgeschlossene, aber erst später gedruckte Abhandlung über die Verteilung der attischen Demen unter die Phylen auf Grund der epigraphischen Zeugnisse, eine Arbeit, die gleichfalls ein Programm für die Zukunft aufstellte, und an den Nachweis, daß der Tempel beim Areopag mit Unrecht seit Jahrhunderten dem Theseus zugeschrieben werde, wobei ihm freilich die richtige, übrigens auch heute noch nicht mit Sicherheit festgestellte Benennung nicht gelang. Im Zusammenhang hiermit vertiefte sich Roß auch in die byzantischen Geschichtsquellen und schmiedete sich so das Rüstzeug zur siegreichen Wider-

legung der ihn aufs tiefste empörenden Behauptung des damals hochgefeierten Fallmerayer, daß Athen im Mittelalter vier Jahrhunderte lang verödet gewesen sei, eine Kontroverse, bei der er fast dieselbe Leidenschaftlichkeit entwickelte, wie später der Grieche Kumanudis bei der Bekämpfung der Hypothese von einer slawischen Besiedelung Griechenlands.

Als Roß im Jahre 1843 aufs neue Rhodos bereiste, erreichte ihn im September die Kunde von der in Athen ausgebrochenen Revolution und der Verordnung des Königs, die die Entlassung sämtlicher Fremden aus dem griechischen Staatsdienst verfügte. Roß war im Innersten getroffen. „So werde ich also," schrieb er, „nachdem ich 11 Jahre in Griechenland verlebt und fast zehn davon im Staatsdienst zugebracht, in das Land, in welchem ich ein Bürger geworden zu sein glaubte, als ein armer verbannter Reisender zurückkehren. Immerhin, es hat mich nicht überrascht. Gott erhalte den König und die Königin!"

Aber jetzt trat für den aus seiner Adoptivheimat Verbannten der Adel des deutschen Gelehrtentums in die Schranken. Alexander von Humboldt, August Boeckh, Carl Ritter, Eduard Gerhard, Christian August Brandis, alle fühlten sie sich Ludwig Roß verpflichtet, allen galt es als Ehrensache, daß nun die deutsche Heimat sich diesen Mann gewinnen müsse. So ist Ludwig Roß der erste Professor der Archäologie an unserer Hochschule geworden; aber man erkannte, daß er zunächst noch in Griechenland unentbehrlich sei, und so gewährte ihm jetzt nicht Dänemarks sondern Preußens König auf zwei Jahre eine freie Stellung, um die begonnenen Reiseunternehmen zu verfolgen und, soweit das bei der Unerschöpflichkeit des Gegenstandes möglich, zum Abschluß zu bringen. Erst im Herbst 1845, als 39jähriger, ist er zu uns gekommen.

Vom Strande des Piraeus an die Ufer der Saale. — Es ist ja gar nicht in Abrede zu stellen, daß der Galgenberg eine entfernte Ähnlichkeit mit der Akropolis und der Rabenberg eine solche mit dem Areopag hat, und eine sehr lebhafte Phantasie könnte sich vielleicht sogar beim Anblick des Petersberges an den Pentelikon erinnert fühlen. Aber es fehlt doch Attikas klare transparente Luft, es fehlt die leuchtende Sonne, es fehlen die glühenden Farben der Berge. Gewiß ist die von erleuchteten Gondeln belebte Saale ein freundlicher Anblick. Aber es war doch etwas anders, als die hundert Mädchen von Daulis im Scheine der Fackeln und Wachtfeuer den vom Parnaß zurückkehrenden König umtanzten oder als man, um den nächtlichen Abstieg des Königs von Delphi nach Chryso zu beleuchten, das verdorrte Dorngestrüpp neben dem Wege anzündete und das Pleistostal aufflammte in prasselnd emporlodernden Feuermassen. Es läßt sich nicht wegleugnen, es war ein Schritt aus der Weite in die Enge. Er, der gewohnt war, die Dinge bei ihrem richtigen Namen zu nennen, in erregter Debatte Schlag zu geben und Schlag zu empfangen, der auch im Verkehr vor dem Aussprechen starker Paradoxien nicht zurückscheute, er sollte jetzt seine Worte modeln nach der Norm einer kleinlichen Empfindlichkeit. Und schwül war es, recht schwül. Noch zuckten an allen Universitäten die Nachwehen des Konfliktes der Göttinger Sieben, und das Jahr 1848 warf seine Schatten voraus. Die eigene Fakultät fand er tief zerklüftet. Wohl mochte er an Gerhard schreiben: „Ich bin sehr freundlich aufgenommen und lasse den mancherlei Hader, der hier die Menschen bewegt, nicht an mich herantreten.“ Aber wie hätte er lange neutral bleiben können? Ludwig Roß und neutral! Er, der kaum den griechischen Boden betreten und den Erzählungen des alten Hydrioten gelauscht hatte, als er

auch schon ein leidenschaftlicher Anhänger der Syntagmatiker und erbitterter Gegner der Kapodistrioten wurde. Bald sah er sich veranlaßt, über einen von gehässiger Denunziation bedrohten Kollegen den Schild zu halten und in einem Essay Vergleichungen zwischen antikem und modernem Sykophantentum anzustellen. Wie mächtig aber sofort seine vornehme und lautere Persönlichkeit die Mehrzahl seiner neuen Kollegen gepackt haben muß, läßt sich daraus ersehen, daß er schon gleich im nächsten Jahre in den Senat und im übernächsten 1847 zum Rektor gewählt wurde. Der Rektorwahl blieb die ministerielle Bestätigung versagt, die Wahl zum Senator schlug er selbst aus, da er nicht gewohnt sei, sich die Freiheit des Wortes zu versagen und nicht gewillt sich Denunziationen auszusetzen.

Aber alle diese Kämpfe und Verdrießlichkeiten, mochten sie auch momentan noch so aufregend wirken, waren doch nur von ephemerer Bedeutung. Was wollten sie besagen gegenüber dem gewaltigen von ihm selbst provozierten Konflikt, in den er alsbald mit den anderen Großen seiner Wissenschaft geriet! Denn dabei handelte es sich um Prinzipien der wissenschaftlichen Forschung und der wissenschaftlichen Methode. „Ein Gelehrter, der auch nur einige Jahre außerhalb Deutschlands gelebt hat, wird bei seiner Heimkehr bald gewahr werden, wie er nicht allein mancherlei Lücken in seiner litterarischen Kenntnis auszufüllen, sondern sich in mancher Beziehung in die Art der Forschung wieder hineinzuarbeiten hat.“ So schreibt Otto Jahn, und bis zu einem gewissen Grade hat er recht. Aber konnte Roß nicht erwidern: „Habt denn nicht auch ihr von mir zu lernen? Glaubt dem, der von den steinernen Zeugen der Vergangenheit zu euch kommt, die griechische Kultur ist nicht so jung, wie ihr behauptet und lehrt. Sie ist auch nicht autochthon, wie ihr wähnt, sondern aufs stärkste beeinflußt durch die älteren

Kulturen der Ägypter, Babylonier, Assyrer, Phöniker." Und Roß ging noch weiter: „Was ihr für Fabel haltet", sagte er, „die Erzählungen von Inachos und Danaos, von Kekrops und Kadmos, sie sind Geschichte. Was berechtigt euch, an Stelle dessen, was dem gesamten Altertum als glaubwürdige Überlieferung galt, euere eigenen Erfindungen zu setzen? Glaubt ihr denn nicht, daß ich nach euerer Methode, mit euerem wüsten Etymologisieren ebenso gut den ganzen peloponnesischen Krieg als eine sittlich politische Dichtung nachweisen könnte, wie ihr die Sagen vom Herakles? Oder was wolltet ihr erwidern, wenn ich euch erklärte, die Iones, die „Gehenden", das sind die Anhänger des Fortschritts, die in der Stadt des göttlichen Denkens, in Athen, lokalisiert sind; die Dorer hingegen, das sind die „Männer des Gegebenen", des von der Überlieferung Gegebenen, die Konservativen, lokalisiert in Sparta, dem „an dem Boden gewurzelten Staat". Weg also mit solchen kindischen Spielereien, weg auch mit euerer Überschätzung des Sanskrit! Sprachen die Römer Sanskrit oder Griechisch?" fragte er, um darauf die verblüffende Antwort zu geben: „Griechisch sprachen sie! Die lateinische Sprache ist nicht eine Schwester, sondern eine Tochter der Griechischen: Lateinisch ist Griechisch!" Und weiter lehrte er: „Wie die ganze griechische Kultur, so haltet ihr auch die Monumente, die Inschriften für viel zu jung. Wißt ihr denn nicht, daß unter den Fundamenten des Parthenons eine entwickelte rotfigurige Vase gefunden ist? warum sollen denn die schwarzfigurigen Vasen nicht bis nahe an den trojanischen Krieg heranreichen? Glaubt ihr denn, daß Priamos noch keine Tongefäße, sondern nur solche aus Edelmetall gehabt habe? Und warum sollen die auf diesen Vasen dargestellten Szenen nicht den Wert von Illustrationen wirklicher Vorgänge haben?"

Man begreift, daß solche Anschauungen, für die sich Roß in seinen Hellenika ein eigenes litterarisches Organ zu schaffen versuchte, einen Sturm der Entrüstung entfesseln mußten, nicht bloß hier in Halle, wo damals F. A. Wolf noch beinah im Geruch der Unfehlbarkeit stand, und A. F. Pott nach Roß unzweifelhaft die bedeutendste Kapazität der Fakultät war, sondern in der ganzen wissenschaftlichen Welt Deutschlands. Und auch wir, wenn wir heute bei Ludwig Roß solche Ansichten lesen, sind versucht uns zu fragen, „ob Wahnsinn, ob ein Gott aus ihm gesprochen". Denn in vielen Punkten, ja in den Hauptpunkten sogar, hat er völlig recht behalten. Die griechische Kultur, die griechische Kunst, die griechische Schrift sind in der Tat unendlich viel älter, als man damals annahm, und nicht in einem Glaskasten, der es hermetisch von der Berührung mit der Außenwelt abschloß, sondern im regsten Verkehr mit den großen Kulturvölkern des Ostens hat das griechische Volk seine Kindheit verlebt. Die Schätzung des Sanskrit und der Mythenvergleichung ist heute auf ein verständiges Maß zurückgeführt, die Etymologie in wissenschaftliche Bahnen hinübergeleitet. Und wenn wir auch nicht mit Roß den Tempel der Aphaia in das zehnte Jahrhundert, sondern in die Zeit der Perserkriege, und die schwarzfigurigen Vasen nicht in den Anfang des ersten Jahrtausends, sondern in die Zeit des Solon setzen, wenn wir Sage und Geschichte streng zu scheiden bemüht sind, so gibt es doch zu denken, daß jüngst in dem Königspalast von Knossos ein spätmykenisches Siegel gefunden worden ist, dessen Darstellung kaum eine andere Deutung zuläßt als die auf das hölzerne Pferd und die nach Tenedos absegelnden Griechen und daß sowohl auf einem anderen knossischen Siegel als auf einem mykenischen Wandgemälde ein gewappneter Held von einem Schiff herab ein hundsköpfiges Meer-

ungeheuer bekämpft, das bedenklich an die Skylla der Odyssee erinnert. Daraus schließen wir aber nur, daß die trojanischen Sagen beträchtlich älter sind, als wir bisher annahmen, mit nichten, daß Sinon und Odysseus historische Persönlichkeiten waren. Wie kommt ein so helläugiger Mann wie Ludwig Roß zu solchen Paradoxien? Zwar zeigt sich eine solche schroffe Ablehnung jeder historischen Kritik auch heute noch zuweilen bei solchen, die lange Zeit auf griechischem Boden in unmittelbarer Berührung mit den Ruinen gelebt haben, aber dann handelt es sich ausschließlich um Männer, die entweder überhaupt keine oder nur spät erworbene und lückenhafte philologische Bildung besitzen. Auf Ludwig Roß, den Schüler eines Dahlmann und Gottfried Hermann, trifft das nicht zu. Auch hat er sich diese Gläubigkeit gegenüber dem Mythos keineswegs erst in Griechenland erworben, er brachte sie schon mit. Als er die Burg von Tiryns zum erstenmal erblickt, nennt er sie die Geburtsstätte des Herakles, und das ist keineswegs mythologisch gesprochen; es ist ihm damit ebenso völliger Ernst, wie wenn er später versichert, vor König Otto habe nur ein einziger König auf dem Gipfel des Parnaß gestanden, nämlich Deukalion. Diese ganze Anschauungsweise ist ohne Zweifel tief in Rossens Wesen begründet; denn so reich ihn die gütige Natur ausgezeichnet hatte, zwei große Gaben hatte sie ihm versagt, Kritik und Phantasie. Die Monumente wollte er zur Kritik der herrschenden Ansichten herbeizitieren, aber wo blieb bei ihm selbst die Kritik der Monumente? Leugnete er doch alles Ernstes, daß aus stilistischen Kriterien irgendwelche chronologische Bestimmung gewonnen werden könne, glaubte er doch alles Ernstes an die plumpen Fälschungen eines Fourmont und Pasch van Krienen. Und ebenso verkannte er vollständig, daß die Grenzlinie

zwischen Sage und Geschichte schon im Altertum selbst von Thukydides und Hellanikos gezogen worden war und daß, was er für echte historische Tradition hielt, längst mit mathematischer Gewißheit als mehr oder weniger tendenziöse Legendenbildung erwiesen war, die sich beinahe wie ein chemischer Prozeß förmlich vor unseren Augen vollzieht. Und wenn er in Fällen, wo er selbst notgedrungen das Mythische anerkennen mußte, das Fabelhafte einfach abstreifen zu können meinte, wie ein lose sitzendes Gewand, so hatte er von der unendlich komplizierten Bildungsgeschichte der Sage keine Ahnung und stellte sich im Grunde auf den Standpunkt des alten Palaiphatos: Wahr muß es doch sein, sonst könnte man es nicht erzählen. Vor allem aber verkannte er den gewaltigen Anteil, den die Poesie an der Bildung des Mythos hat, und wie sich hierin ein Mangel an dichterischer Phantasie zeigt, so an künstlerischer darin, daß er ein rechtes innerliches Verhältnis zu den Bildwerken, selbst zu seiner geliebten Sandalenlöserin, eigentlich nie gewonnen hat! So lebhaft er die Schönheit einer Landschaft zu empfinden und zu schildern vermochte, so gewandt er sogar selbst den Stift zu handhaben wußte, den Werken der Kunst gegenüber blieb ihm das eigentliche Verständnis versagt.

Kein Wunder also, daß er in einer Epoche der Altertumswissenschaft, wo eben das glänzende Gestirn, in dem sich Kritik und Phantasie im eminentesten Maße vereinigten, aufging: Theodor Mommsen, isoliert blieb, daß er diesen Mann, der unserer Wissenschaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Stempel seines Geistes und seiner Persönlichkeit aufgedrückt hat, den diese hoffentlich noch recht lange tragen wird, daß er diesen Mann nicht verstehen konnte, wie auch Mommsen seinerseits Roß nie ganz gerecht geworden ist. Hatten diese

schroffen wissenschaftlichen Gegensätze auch auf das persönliche Verhältnis keinen Einfluß, am wenigsten auf das zu Otto Jahn, der in seiner Leipziger Zeit ein häufiger Gast in Rossens Hause war, so empfand Roß doch diese wissenschaftliche Isolierung tief und schmerzlich, und die Elemente, die sich an ihn herandrängten und bei ihm freundliche Aufnahme fanden, waren zum Teil derart, daß man sagen muß: „Es tut mir weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh.“

Zwar ein großes Glück sollte ihm noch beschieden werden. Im Frühjahr desselben Jahres, in dem ihm seine Kollegen die Rektorwürde übertragen wollten, vermählte er sich mit Fräulein Emma Schwetschke, „einem guten lieben Mädchen“, wie er an Gerhard schrieb, „das auch Ihnen gefallen wird“, und für den äußeren wissenschaftlichen Erfolg schien ihn das reinste häusliche Glück entschädigen zu sollen. Da erfaßte ihn die entsetzliche Krankheit, deren Keim er schon aus Griechenland mitgebracht hatte. Als er im Jahre 1848 nach Holstein eilte, um für sein Vaterland zu kämpfen, fühlte er, daß die alte Kraft erloschen war. Und immer fürchterlicher umklammerte ihn das unheilbare Übel, seine Lehrtätigkeit zuerst beschränkend, dann gänzlich lahm legend, ihn an den Krankenstuhl fesselnd, von dem er mit heroischer Energie noch immer eine mächtige schriftstellerische Tätigkeit entfaltete, unerschütterlich kämpfend für seine Wahrheiten und seine Irrtümer, immer noch Projekte in die Welt schleudernd, wie das einer deutschen Besiedelung Kleinasiens, ein Gedanke, den später unabhängig von ihm auch Carl Humann gehabt hat, und das der Ausgrabung von Olympia, für die auf seinen Aufruf hin wirklich ganze 262 Taler zusammen kamen, die dann zu der ersten Ausgrabung beim Heraion von Argos verwandt worden sind, dazwischen sich tröstend und stärkend an der milden Weis-

heit des Horaz. Elf lange Jahre des Siechtums, das war das Lebensende des größten griechischen Reisenden, nur erhellt durch die nimmer ermüdende Liebe seiner Gattin. Wohl ist es wahr, daß, wie das Handeln, so auch das Leiden zur Tugend führt, aber es ist bitter, wenn nicht auf das Leiden das Handeln, sondern auf das Handeln das Leiden folgt. Und dann kam die Stunde, wo er eine mit einer Nadel seiner geliebten Frau den Horazvers bezeichnete:

linquenda tellus et domus et placens uxor,

wo er dahin ging, unde negant redire quemquam.

Als er starb, war er beinahe schon ein Verschollener, Vergessener. Kaum daß einige wenige Blätter ihm einen kurzen Nachruf widmeten. Nur von dem ihm freundschaftlich verbundenen Professor an der Landesschule Pforta, dem trefflichen Epigraphiker Karl Keil, und von Otto Jahn erschienen ausführlichere Lebensschilderungen des einst so gefeierten athenischen Professors, und noch bis zur Stunde ist diese Biographie Otto Jahns das beste, was über Roß geschrieben ist. Weder der Geschichtsschreiber unserer Stadt noch der unserer Universität haben ein warmes Wort für ihn übrig gehabt, und unter den Bildnissen der großen Universitätslehrer, die diese Aula schmücken, fehlt auch heute noch das seinige. ***Βολαῖς ὑγρώσσων σπόγγος ὤλεσεν γραφήν.***

Auch die nächste Archäologengeneration hatte noch für Ludwig Roß kein rechtes Verständnis. Noch immer war das unter Henzen, Brunn und Helbig mächtig emporgeblühte römische Institut der große Magnetberg. Unter Brunns Führung wurde die antike Kunstgeschichte, unter der Otto Jahns die Methode der archäologischen Exegese ausgebaut; für Ludwig Roß war da kein rechter Platz. Nur wenige Gelehrte bewahrten ihm im stillen ein treues Gedenken.

Aber siehe, es kam ein neues Geschlecht. Nachdem an der Stätte von Rossens einstmaliger Wirksamkeit das deutsche Institut als Schwesteranstalt des römischen gegründet, nachdem Olympia die hohe Schule für die Technik der Ausgrabungen geworden war, zog das junge, beweglicher gewordene Archäologenvolk hinaus in die griechischen Berge, nach Kleinasien, auf die Inseln. Und überall traf es auf die Spuren von Ludwig Roß, überall mußte es über seinen Scharfblick, seine Akribie, seine Umsicht staunen, und verwundert sah es, daß die Aufgaben, die es zu lösen galt, alle schon von Roß erkannt, formuliert, in ihrer Lösung angebahnt waren, daß schon Roß ein Programm aufgestellt hatte, an dessen Lösung noch Generationen arbeiten werden. Der Ruhm, der dem Alternden versagt geblieben ist, dem Toten ist er zuteil geworden, und seine treue Lebensgefährtin, die in bescheidener Pietät das Andenken des Toten gepflegt hat, darf sich wenigstens heute noch dieser späten Anerkennung freuen. Denn diese dritte Archäologengeneration hat sich Ludwig Roß zu ihrem Heros erkoren und geht in ihrem Kultus jetzt so weit, daß man zuweilen versucht ist, sie an die Worte zu mahnen, die in Künstlers Apotheose der alte Maler zu dem einseitig begeisterten jungen Schüler spricht:

„Der Mann ist vielfach groß, den du dir auserwählt,
Du kannst dich lang an seinen Werken üben;
Nur lerne bald erkennen, was ihm fehlt:
Man muß die Kunst und nicht das Muster lieben.“

In der Ablehnung der historischen Kritik, in der gläubigen Hinnahme der mythologischen Überlieferung sollt ihr Roß nicht folgen.

Ihr aber, liebe Kommilitonen, Ihr, die Freude und die Hoffnung unserer Universität, Ihr habt vieles von Ludwig Roß zu lernen. Ihr sollt von ihm lernen, wie man sein

Leben weiht dem Dienst der Wissenschaft. Niemand zwingt Euch ja, einen gelehrten Beruf zu ergreifen: der königliche Kaufmann, der weitsichtige Industrielle, der geniale Techniker sind dem großen Gelehrten völlig ebenbürtig. Habt Ihr aber einmal die Wissenschaft erwählt, so sollt Ihr ihr auch anhängen mit ganzer Seele und mit allen Eueren Kräften. Weiter sollt Ihr von Roß lernen, wie man seiner Überzeugung treu bleibt in allen Lagen des Lebens und sich niemals beugt unter die äußere Rücksicht der Zweckmäßigkeit. Und dann das dritte, das schwerste: Ihr sollt üben lernen die schwere Kunst der Entsagung, der Entsagung auf den Beifall und die Anerkennung der Mitlebenden. Für den rechten Gelehrten kommt doch stets einmal seine Stunde, wenn auch vielleicht erst nach seinem Tode. An dem Vorbilde von Ludwig Roß sollt Ihr Euch heranbilden zu selbstlosen und charakterstarken Dienern der Wissenschaft, des Staates, der Menschheit, und nie sollt Ihr vergessen, daß Ihr seid „Saat, von Gott gesät, dem Tag der Garben zu reifen."



Das beigegebene Bild stellt L. Roß in seinem 44. Lebensjahre dar. Es ist nach einem Ölgemälde von Magnussen reproduziert, das sich im Besitze seiner Witwe, Frau Emma Roß in Halle, befindet, die die Veröffentlichung freundlichst gestattet hat.

Druck von G. Bernstein in Berlin.


DEC 27 1979
DEC 10

